

«Die Architekturelite und Planer haben Angst vor Kitsch»



Wohnüberbauung: Immobilienexperte Andreas Löpfe ruft zu mehr gestalterischem Mut auf.
Quelle: Getty Images

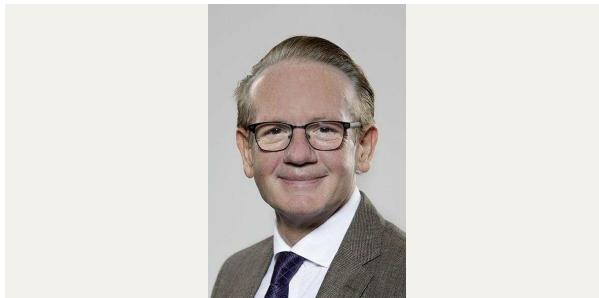
Immobilienprofi Andreas Löpfe sagt: Die Architekturelite plant an den Bedürfnissen der Menschen vorbei. Ein Gespräch über gutes Bauen.



Von **Marc Börgli**
am 16.12.2019

Wie gefällt Ihnen die neue Europaallee beim Hauptbahnhof [Zürich](#)?
Ich empfinde sie zunehmend als gelungen, besonders was die städtebauliche Geste
anbelangt. Den Mut, in Dichte und Höhe zu bauen, ist eindrücklich, positiv und
inspirierend.

Ich verstehe allerdings auch, dass es Nicht-Architektur-Experten gibt, welche die Sterilität der Architektur
als abweisend wahrnehmen. Vielleicht nehme ich die [Europaallee](#) auch nur so positiv wahr, weil meine
Erwartungen tief waren.



Andreas Löpfe ist Geschäftsführer der auf Stadtplanung spezialisierten [Imreim AG](#) und leitet das [Center for Urban & Real Estate Management \(CUREM\)](#) der Universität Zürich. Der Zürcher Immobilienökonom äussert sich regelmässig in Medien als Experte zu Immobilien Themen. Löpfe ist auch Mitglied des Anlageausschusses der Pensionskasse des Bundes, Publica, und Leiter der Arbeitsgruppe Immobilien bei der Schweizer Personalvorsorge.
Quelle: ZVG

Wie entwickelt sich der Städtebau in Zürich generell?

Zunächst fällt auf, dass Zürich kaum moderne Architektur-Ikonen hat. Das ist auch nicht so schlimm:
Eine Ansammlung «guter Architektur» ist noch lange keine gute Stadt. Aber auch neuere städtebauliche
Würfe muss man in dieser Stadt suchen.

Es herrscht eine veränderungs-averse Kultur. Neben der Europaallee ist die Neugestaltung des
Sechseläutenplatzes eine der wenigen löblichen Ausnahmen: Hier zeigt die Stadt am richtigen Ort auch
Grösse. Das Kaffee mit italienischem Charme, die Baumgruppe mit Wasserspiel und die viele Stühle
verleihen der kühlen Grösse dann dennoch einen menschlichen Massstab.



«Vielleicht nehme ich die Europaallee auch nur so positiv wahr, weil meine Erwartungen tief waren.»
Quelle: SBB Immobilien

In der Schweiz gibt es ein verbreitetes Unbehagen gegenüber dem vorherrschenden Stil, in dem heute gebaut wird. Teilen Sie diesen Befund?

Die Wahrnehmung ist verbreitet. Entsprechende wissenschaftliche Studien fehlen allerdings bisher. Was wissenschaftlich belegt werden kann ist: Es gibt eine Präferenz von Alt versus Neu. Und die Wahrnehmung von Laien und Experten ist unterschiedlich.

Das berühmteste Beispiel dazu ist Sichtbeton: Sichtbeton wird von Profis signifikant positiver wahrgenommen als von Laien. Profis entscheiden aber, was gebaut wird, und die Laien sind mit dem Ergebnis oft unzufrieden.

Neues wird als hässlich wahrgenommen und Altes als schön. War das immer schon so?

Die Forschung sagt, dass uns «moderat neu» am liebsten ist. Wenn etwas derart neu ist, dass wir es nicht mehr einordnen können, irritiert es uns.

«Der Versuch, den Kitsch partout zu vermeiden, führt zu einer Verkitschung unserer Städte.»

Werden viele Bauten, die jetzt entstehen, in ein paar Jahrzehnten als schön wahrgenommen?

Das ist gut möglich, und es ist zugleich ein oft gehörtes Argument der [Architekturelite](#): Wenn genug Zeit verstreicht, wird es als schön empfunden. Vielleicht hat man sich aber auch nur daran gewöhnt.

Zudem werden viele Bauten bei einer durchschnittlichen Lebensdauer eines Gebäudes im Kanton Zürich von rund 60 Jahren ihr «Schönheitsalter» gar nie erleben. Beim heute wirksamen Widerstand gegen die Innenverdichtung geht es nicht nur um die zunehmende Dichte, sondern darum, dass die neuen Kasten heute als hässlicher als die alten, historisch gewachsenen Gebäudestrukturen wahrgenommen werden.

Beim Widerstand gegen die Verdichtung geht es nicht um Platz, sondern Ästhetik?

Ja. Einer der Hauptmotivationen modernistischer Ästhetik ist die Angst vor dem Kitsch. Darum verweigert man dem normalen Bürger das Bedürfnis nach Vertrautem. Aus Sicht der Architekturelite sind zum Beispiel die Gründerzeitbauten im Zürcher Seefeld, die sich an historischen Idealen anlehnen, Kitsch, eine Lüge. Weil das Neue uns zu wenig vertraut ist, zu wenig «Heimat» liefert, will die Gesellschaft kaum mehr Neues bauen, und sie setzt überall die Denkmalpflege an. Als Folge davon kommt es zu einer Musealisierung der Städte, die eigentlich niemand wünscht.

«Profis entscheiden, was gebaut wird, und die Laien sind mit dem Ergebnis oft unzufrieden.»

Was meinen Sie damit?

Der Versuch, den Kitsch partout zu vermeiden, führt zu einer Verkitschung unserer Städte. Wir bewahren alles, was mit Emotionen verbunden ist und bespielen die Städte mit Weihnachtsmärkten, Oktoberfesten, Marathons und ähnlichen sinnlichen Erlebnissen oder flüchten am Wochenende nach Lissabon oder Istanbul.

Wenn die Architektur keine Sinnlichkeit schafft, findet die Gesellschaft andere Wege, sie auszuleben?

Ja. Seit Jahren findet eine Versinnlichung der privaten Welt statt, weil die Moderne eine Rationalisierung, Entsinnlichung der Welt mit sich bringt.

Der Soziologe [Max Weber](#) sprach von der Entzauberung der Welt – das ist der philosophische Rahmen dieses Phänomens. Wir versuchen, über eine Versinnlichung unseres Lebens auch wieder mehr Sinn in unser Leben zu bringen.

Das gelingt im privaten Umfeld ziemlich gut. Was wir noch nicht geschafft haben, ist dies auf einer kollektiven Ebene herzustellen. Wir haben es bisher nicht geschafft, eine durch breite Bevölkerungsschichten getragene Wieder-Verzauberung der neu gebauten Umwelt zu erreichen.

Funktioniert versinnlichte Architektur in einer Marktwirtschaft?

Eigentlich würde die Marktwirtschaft versinnlichte Architektur – sprich Kitsch – fördern. Die Architekturelite und Planer haben Angst davor. Sie sagen: Kommerz ist Kitsch. Das kann man so sehen.

Marktkräfte wollen die Bedürfnisse der Kunden befriedigen. Die Architekturelite sagt, dass es sich hier um primitive Bedürfnisse handelt: Sie müssten dafür sorgen, dass es nicht befriedigt wird. Dabei hat man sich in der weiteren Kunst- und Kulturdebatte schon längst von der Verteufelung des Kitsches befreit.

Bei vielen Bauprojekten geht es doch um Profit: Man will Geld verdienen.

Ja, die meisten Investoren halten sich dennoch aus der Ästhetikdebatte heraus. Man hat vielfach aufgegeben, einen Konsens über Schönheit herzustellen. Das kann ich nicht nachvollziehen.

Es gibt klare wissenschaftliche Hinweise, was als schön betrachtet wird. Viele Prozesse sind aber so angelegt, dass die Architektur zum Schluss entscheidet. Bei Wettbewerben, öffentlichen Ausschreibungen, sitzen praktisch nur Architekten in der Jury.

Architekten entscheiden darüber, was schön ist?

Genau. Das gilt in erheblichem Mass auch bei kommerziell getriebenen Gebäuden. Die Stadt hat einen Schönheitsauftrag. Den nimmt sie wahr. Es ist erstaunlich, dass viele Gebäude dann für Laien alle gleich aussehen. In der Moderne ist man davon abgekommen, in «schön» oder «nicht schön» zu unterteilen. Es gilt jetzt: Nicht mehr schön oder hässlich, sondern richtig oder falsch.

Oder mit dem Bonmot des österreichischen Architekten Adolf Loos gesprochen: «Das Ornament ist ein Verbrechen.» Alles, was technisch überflüssig ist, ist nicht mehr nur hässlich, sondern ein Betrug. Ein Architekt, der historisierend baut, baut nicht einfach schlecht, sondern handelt aus Sicht der Architekturelite moralisch verwerflich.



«Investoren haben noch nicht bemerkt, wie stark eine sinnreiche Architektur ist.»
Quelle: Keystone

Wie können wir in der Schweiz besser bauen?

Zunächst gilt es, das Problem im Kern zu erkennen. Solange wir nicht bedürfnisgerecht bauen, fühlen wir uns nicht wohl. Dies gilt im speziellen für den Wohnungsbau, aber auch für die Gestaltung der öffentlichen Räume.

Und wenn wir uns nicht wohl fühlen, greifen wir zu Ersatzbefriedigungen. Wir verkitschen unser Leben auf anderen Wegen. Mich erstaunt, mit welcher Gelassenheit wir diesen Unbill mitmachen. In den 1970er-Jahren war man viel kritischer mit der Kulturelite.

Die Experten wissen am besten, was schön und gut ist?

Wir Menschen wollen soziale Schichtungen. Wir wollen eine Orientierung nach oben. Deswegen reissen wir die Eliten auch nicht vom Sockel. Genauso wie Haute Cuisine und Haute Couture wird auch die «Haute Construction» zukünftig einen Platz in der Gesellschaft haben.

Sie sagen, Kitsch habe einen ökonomischen Wert. In unserer Marktwirtschaft sollte demzufolge Investoren auf Kitsch setzen.

Investoren haben noch nicht bemerkt, wie stark eine sinnreiche Architektur ist. Dort, wo der ökonomische Druck am höchsten ist, ist leider auch der Einfluss der Kulturelite am stärksten.

«Dort, wo der ökonomische Druck am höchsten ist, ist leider auch der Einfluss der Kulturelite am stärksten.»

Wieso?

Alle wollen sinnvollerweise da bauen, wo die Nachfrage am grössten ist, zum Beispiel in Zürich. Da können die Behörden dann auch entsprechend selektiv sein. In Glarus will, überspitzt gesagt, niemand bauen. Dort ist das öffentliche Baurecht praktisch irrelevant. Bauen funktioniert über Verhandlungslösungen.



«Die Neugestaltung des Sechseläutenplatzes eine der wenigen löblichen Ausnahmen: Hier zeigt die Stadt am richtigen Ort auch Grösse. Das Kaffee mit italienischem Charme, die Baumgruppe mit Wasserspiel und die viele Stühle verleihen der kühlen Grösse dann dennoch einen menschlichen Massstab.»
Quelle: Keystone

Je peripherer die Lage, desto weniger spielt der Konsens der Architekturrelite?

Ja, desto weniger können es sich die formalen Strukturen erlauben, zu verhindern, was ihnen nicht gefällt. Und desto offener ist man gegenüber den Investoren. Es gibt viele Projektentwickler, die sagen: «In der Stadt Zürich will ich nichts mehr machen».

Je weiter die Entfernung von der Stadt, desto investorenfreundlicher sind die Regeln und letztlich auch die Bürger. Wenn fast niemand bauen will, spielt es für die Planer und die Bevölkerung keine so grosse Rolle mehr, wie die Gebäude aussehen.

«Es gibt viele Projektentwickler, die sagen: «In der Stadt Zürich will ich nichts mehr machen.»»

Dann sollte man in der Architektur weniger Angst davor haben, Fehler zu machen?

Ja. Perfektionismus wird von vielen als steril wahrgenommen. Wenn etwas nicht optimal gelungen ist, was praktisch immer der Fall ist, bessert man einfach nach. Die meisten fühlen sich in einer gepflegt-geflückten Umgebung wohler. Die Japaner nennen das Wabi-Sabi: die Schönheit des Unperfekten, Vergänglichem.

Wie entstehen in der Schweiz wieder mehr Gebäude, in denen und um die sich die Bevölkerung wohlfühlt?

Geborgenheit ist ein Glück, dass sich einrichten lässt. Es fängt damit an, dass wir selbst besser erkennen, wie wir uns wohlfühlen und beginnen, das einzufordern.

Auf politischem Weg?

Über das Portemonnaie, über den politischen Weg und über Anpassungen von Entscheidungsprozessen. Das man sagt: Es braucht bei Architekturwettbewerben mindestens 50 Prozent Hausfrauen und Hausmänner in der Jury. Es gilt, auf allen Ebenen mehr Einfluss zu nehmen, damit der Menschen in seinem Bedürfnis nach Sinn – und nicht nur nackten Wänden – mehr Gehör bekommt.